

Besprechungsaufsatz

Was tun? Über widerständige Einflussnahme heute*

DETLEF KANTOWSKY

Das kürzlich erschienene Buch von Jürgen Todenhöfer *Wer weint schon um Abdul und Tanaya?*¹, in dem „die Irrtümer des Kreuzzugs gegen den Terror“ beschrieben und seine Hintergründe dargestellt werden, gibt Anlass, diese besondere Form des Widerstandes eines hochrangigen Managers und Ex-Politikers zu vergleichen mit den „Erinnerungen an schicksalhafte Jahre“, über die uns der inzwischen weltbekannte Zen-Mönch Thich Nhat Hanh² zurückführt in die Anfänge des Vietnamkrieges und teilnehmen lässt an seinem Selbstläuterungsprozess, über den er das herkömmliche Freund-Feind-Schema transzendiert, die Monokausalität einseitiger Schuldzuschreibungen im Sinne einer mitweltlichen Seins-Verbundenheit aller Wesen überwindet und anerkennt, dass „Gut“ und „Böse“ nicht getrennt, sondern nur in ihrer wechselseitigen Verbundenheit richtig gesehen und verstanden werden können.

Die angewandte Aufklärung

Jürgen Todenhöfer ist Jahrgang 1940, promovierter Volljurist, seit 1970 Mitglied der CDU, war über vier Legislaturperioden (1972–90) Mitglied des Deutschen Bundestages, 1973–80 entwicklungspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion, 1981–89 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und von 1982–87 abrüstungspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion. Aus

* Manuskript abgeschlossen am 26.2.2003.

¹ Jürgen Todenhöfer, *Wer weint schon um Abdul und Tanaya? Die Irrtümer des Kreuzzugs gegen den Terror*. Freiburg/Basel/Wien: Herder, 2003. 223 Seiten, € 19,90

² Thich Nhat Hanh, *Der Duft von Palmenblättern. Erinnerungen an schicksalhafte Jahre*. Freiburg/Basel/Wien: Herder, 2000. 219 Seiten, € 9,90 (Sonderpreis 2003)

der Politik wechselte er in die Wirtschaft und ist gegenwärtig Stellvertreter Vorsitzender der Hubert Burda Media Holding in Offenburg.

Dem Wahlkämpfer Bush hielt er die Daumen, er liebt die Amerikaner und ihre Lebensform zutiefst und hat wie so viele seiner Generation im *American way of life* sicher das verwirklicht gesehen, was Ralf Dahrendorf (1963) einmal als *Die angewandte Aufklärung* dargestellt hat. Warum auch nicht?:

Ich liebe die Herzlichkeit, Offenheit und Spontaneität der amerikanischen Menschen. Das gilt für alle Bevölkerungsschichten. Ich habe mit Amerikanern fast nur gute Erfahrungen gemacht. Als ich mit 27 Jahren zum ersten Mal die USA besuchte und am Flughafen von Washington nach einer Bushaltestelle suchte, sprach mich ein etwa 35-jähriger, gut aussehender Amerikaner an. Er kam gerade mit drei Männern vorbei, die Berge von Akten hinter ihm herschleppten. Er fragte, ob er mir behilflich sein könne.

Als ich ihm erklärte, dass ich einen Bus ins Regierungsviertel suchte, bot er mir an, mich mitzunehmen. Irgendwie kam der Mann mir bekannt vor. Wir stiegen in einen ziemlich alten amerikanischen Straßenkreuzer. Während der Fahrt ließ sich mein Gastgeber von seinen Mitarbeitern die wichtigsten Aktenvorgänge der abgelaufenen Woche erläutern. Kurz und knapp teilte er ihnen seine Entscheidungen mit. Zwischendurch erklärte er mir die Sehenswürdigkeiten, an denen wir vorbeikamen.

Plötzlich erkannte ich, wer mich da mitnahm. Es war Edward Kennedy, der Bruder des ermordeten amerikanischen Präsidenten. Ich rieb mir erstaunt die Augen. Im Senat zeigte mir Kennedy kurz das Büro seines Bruders, erklärte mir einige Gegenstände, die John F. Kennedy besonders geliebt hatte, und verabschiedete sich mit einem knappen Gruß. Wäre eine derartige Spontaneität bei einem führenden deutschen Politiker denkbar?

Dieser unkomplizierten Direktheit der Amerikaner bin ich auch später als Politiker immer wieder begegnet: bei Verteidigungsminister Weinberger, bei seinem Staatssekretär Perle, bei amerikanischen Senatoren, bei den führenden Militärs der USA, bei meinen Besuchen der wichtigsten militärischen Einrichtungen des Landes, auf Atom-U-Booten, auf Flugzeugträgern oder in der Kommandomaschine des amerikanischen Präsidenten. Die amerikanische Führung und die amerikanischen Militärs zeigten mir Dinge, die mir europäische Politiker und Militärs nie gezeigt hätten. Sie hatten Vertrauen zu mir, ich zu ihnen. Wenn ich etwas wissen, sehen, überprüfen wollte, gab es nie lange Diskussionen.

Die Amerikaner, die ich kennengelernt habe, waren offen, direkt und zuverlässig.

Dieses Zitat (S.42/43) mag nicht nur den persönlichen, knapp-anschaulichen Stil verdeutlichen, in dem Todenhöfers Buch durchweg geschrieben ist, es sollte auch zeigen, dass er sich offenbar auskennt in den Korridoren der amerikanischen Supermacht und bei ihren politischen Entscheidungs-

trägern. Das gibt seinem Buch die Authentizität und ermöglicht ihm Detaillierungen, die jeweils mit konkreten Anlässen und Namen belegt sind. Auch hat er ein gut sortiertes Archiv, um uns an Fakten zu erinnern, die in der weithin gleichgeschalteten Berichterstattung unserer Medien nicht opportun sind (S. 187/88):

Am 20. Dezember 1983 war Donald Rumsfeld höchstpersönlich bei Saddam Hussein gewesen, um diesem herzliche Grüße von Präsident Reagan zu überbringen. Die amerikanische Regierung hatte damals befürchtet, Khomeinis Truppen könnten den Irak überrennen und die reichen irakischen Ölfelder besetzen. Nach dem Besuch Rumsfelds war es zu umfangreichen amerikanischen Lieferungen an den Irak, den damaligen Außenposten der westlichen Welt, gekommen, von Hubschraubern bis zu Bakterienkulturen und Komponenten für chemische Waffen.

Der greise demokratische Senator Robert Byrd – in sicherheitspolitischen Fragen eher ein Falke – stellte Ende September 2002 die Dokumente über die seltsame Mission Rumsfelds und ihre Folgen in Washington vor und bemerkte bissig: „Wir ernten, was wir gesät haben.“

Von Offenburg über Kabul nach Bagdad

Die Ereignisse des 11. September 2001 überraschen Jürgen Todenhöfer während einer Verlagskonferenz im Offenburger Medienpark. Sie betreffen ihn und seine Familie unmittelbar, weil die damals neunzehnjährige Tochter Valérie in New York in einem Hotel übernachtet, das nicht weit vom World Trade Center entfernt liegt (S. 9):

Immer wieder wählten wir das Hotel an, aber niemand wusste, wo Valérie war. Langsam wurde es dunkel. Ich hatte nur einen Gedanken: „Bitte nicht Valérie, bitte nicht Valérie!“

Plötzlich summte mein Handy. Auf dem Display erschien eine kurze SMS: „Valérie aufgetaucht, alles okay!“ Mir liefen die Tränen übers Gesicht. Und ich dachte an die vielen Amerikaner, die genau wie meine Frau und ich jetzt verzweifelt ihre Angehörigen suchten.

Es ist Todenhöfer sofort klar, die USA würden auf die Zerstörung des World Trade Centre und die Beschädigung des Pentagon mit drastischen Vergeltungsmaßnahmen reagieren. Dass die Entscheidung für einen Krieg gegen Afghanistan aber schon am 12. September gefallen war, erfährt er erst später. Noch glaubt er an aufgeklärte Vernunft und eine Verhältnismäßigkeit der Mittel, bemüht sich um Vermittlung (S. 44):

Da die Töne aus Washington immer kriegerischer wurden und meine Sorge immer größer, dass es bald zu einem Krieg gegen Afghanistan kommen würde, beschloss ich, dem amerikanischen Präsidenten George W. Bush,

dem ich bei den Wahlen im Vorjahr noch kräftig die Daumen gehalten hatte, einen offenen Brief zu schreiben.

Am Wochenende setzte ich mich in mein Arbeitszimmer in Starnberg, wo wir inzwischen unseren Hauptwohnsitz hatten, und schrieb.

In dem Brief vom 15.9.2001 bringt Todenhöfer seine unmittelbare Betroffenheit zum Ausdruck, versichert dem Präsidenten, dass es sein Recht sei, die Täter und deren Verbündete hart zu bestrafen, weist dann aber vor allem auf die unvorstellbaren Notlagen hin, unter denen die afghanische Bevölkerung schon seit mehr als zehn Jahren zu überleben hat. An sie vor allem solle bei Vergeltungsmaßnahmen Rücksicht genommen werden (S. 45):

Wenn ein Vergeltungsschlag nun in erster Linie die Frauen und Kinder Afghanistans trifft, wäre das nicht nur ein Verstoß gegen das Völkerrecht. Es würde auch den Hass der Dritten Welt auf Ihr Land weiter schüren. Die Gefahr immer neuer Terroraktionen würde nicht kleiner, sondern größer.

Ich bete für die getöteten und verwundeten Menschen Ihres Landes. Ich bin fassungslos über das, was man ihnen angetan hat. Aber ich bete auch für die unschuldigen Frauen und Kinder Afghanistans. Ich bete, dass Sie eine Entscheidung treffen, die die Welt sicherer und nicht unsicherer macht. Ich bete, dass Sie die Schuldigen treffen und nicht die Unschuldigen.

Der Brief wurde dem amerikanischen Botschafter Daniel Coats in Berlin übergeben und danach in der *Bild am Sonntag* veröffentlicht. In seiner schriftlichen Antwort bedankte sich Coats (S. 46) bei Todenhöfer für „die Beileidsbekundungen für die Opfer dieser Tragödie und für Ihre Zuneigung für das amerikanische Volk in dieser schwierigen Zeit“.

Man mag einwenden, dass es einigermaßen naiv gewesen sei, von einem solchen Brief Wirkungen zu erwarten. Doch auf Grund seiner engen Bindungen an Afghanistan und seine Menschen war es sicher so, dass Todenhöfer gar nicht anders konnte, als öffentlich sich zu äußern und Stellung zu nehmen in einem Brief an den obersten Befehlshaber der amerikanischen Kriegsmaschinerie. In den folgenden Kapiteln wird deutlich, wie intensiv er sich in den achtziger Jahren unter Einsatz seines Lebens um die Zustände in Afghanistan gekümmert hat, wie er mehrfach sich über die tatsächlichen Verhältnisse während des Krieges gegen die sowjetischen Besatzungstruppen vor Ort und in den Flüchtlingslagern des angrenzenden Pakistan zu informieren suchte und welche Hilfsaktionen er quasi im Alleingang auf den Weg zu bringen vermochte, um hier und da in Lagern und Krankenhäusern das schiere Überleben etwas erträglicher gestalten zu helfen. Wie erinnerlich, waren ja zur damaligen Zeit einer Politik des „Wandels durch Annäherung“ Nachrichten nicht opportun, die ein allzu schlechtes Licht auf die Sowjetunion und ihre Unterdrückungspolitik in Afghanistan warfen.

Auf Grund seiner damals vor Ort erworbenen Landeskenntnisse und der aufgebauten Verbindungen zu afghanischen Politikern macht Todenhöfer seinen Lesern klar, mit wie ungeeigneten Mitteln die USA vorgegangen ist und warum sie ihr „Kriegsziel“ im Kampf gegen den Terrorismus nicht erreichen konnte (S. 84/85):

Die CIA unter William J. Casey hatte ab 1987 den pakistanischen Geheimdienst ISI tatkräftig dabei unterstützt, Extremisten und Terroristen aus allen muslimischen Ländern der Welt nach Afghanistan zu karren, um die Sowjetunion zu bekämpfen. Nur zwei Jahre später hatte Bin Laden, damals noch enger Verbündeter der USA, aus diesen von der CIA und Saudi-Arabien finanzierten muslimischen Söldnern seine Terrororganisation al Qaida geschaffen.

Genauso leidenschaftlich hatte sich die CIA engagiert, um fünf Jahre später die in den Flüchtlingslagern Pakistans aufgewachsenen Koranschüler, die sich Taliban nannten, in Kabul an die Macht zu bringen. Die USA erhofften sich von dieser radikal fundamentalistischen Steinzeittruppe stabile politische Verhältnisse in Afghanistan, um endlich quer durch Afghanistan eine Erdgasleitung von Turkmenistan bis zum Indischen Ozean bauen zu können.

Die Taliban und al Qaida waren, wie Hamid Karsai zutreffend festgestellt hatte, eine „Besatzungsmacht“, die den Afghanen von außen aufgezwungen worden war. Das afghanische Volk war nie gefragt worden, ob es die Taliban oder al Qaida wollte. Die USA bestrafte die Afghanen mit ihren Bombenangriffen letztlich für eine Tat, die sie selbst begangen hatten. Der Täter als Richter, wie in Kleists „Dorfriecher Adam“ – wie kam es, dass die Weltöffentlichkeit darüber fast kein Wort verlor?

Ist diese abschließende Frage wirklich ernst gemeint? Oder ist Todenhöfer Anhänger einer herrschaftsfreien Diskurstheorie, nach der sich Wahrheit nicht nur in Starnberger Studierzimmern, sondern auch weltweit verbreitet, weil sie quasi natürlich ans Licht drängt? Hat er vergessen, was wir von Max Weber (1920: 252) gelernt haben: „Interessen (materielle und ideelle), nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die ‚Weltbilder‘, welche durch ‚Ideen‘ geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.“ So wurde beispielsweise aus der aufklärerischen Idee des Rechts auf freie Meinungsäußerung und einer zugehörigen freien Presse ein profitabler Meinungsmarkt mit zunehmend monopolistischer Steuerung über wenige Agenturen. Ganz in diesem Sinne weist Todenhöfer nach, wie die öffentliche Meinung auf die Kriegsgefahr aus Bagdad eingestimmt wurde (S. 143):

Als im Frühjahr 2002 deutlich wurde, dass die Führungsmannschaft von al Qaida der amerikanischen Kriegsmaschinerie entkommen war, schob die Bush-Administration mit allen Mitteln moderner PR-Politik ein anderes

Thema in den Vordergrund: Saddam Hussein und den Irak. Zwar hatte Verteidigungsminister Donald Rumsfeld schon am 13. September im amerikanischen Kriegskabinettt darauf hingewiesen, der Zeitpunkt sei günstig, endlich auch das leidige Problem Saddam zu erledigen, und diese Forderung in den folgenden Wochen gebetsmühlenartig wiederholt.

Aber erst als dem Anti-Bin-Laden-Krieg die Erfolgsmeldungen ausgingen, gelang es Donald Rumsfeld zusammen mit seinem Stellvertreter Paul Wolfowitz und dem Chairman of the Defence Policy Board, meinem alten Freund Richard Perle, das Thema Saddam Hussein zum Thema Nummer 1 der amerikanischen Außenpolitik zu machen.

Ganz wie damals in den achtziger Jahren im Fall Afghanistan, traut Todenhöfer den veröffentlichten Darstellungen nicht (mehr) und beschließt, in den Osterferien 2002 zusammen mit seinem 18-jährigen Sohn Frédéric dem „Reich des Bösen“ einen privaten Besuch abzustatten (S. 143/44):

Ich hatte viel über den Irak gelesen, dieses Land zwischen Euphrat und Tigris, dessen Hauptstadt Bagdad einst die Hauptstadt der Welt gewesen war. Der Irak, ein von den westlichen Kolonialmächten aus der Erbmasse des Osmanischen Reiches zusammengeschustertes Kunstgebilde, ein ethnischer Flickenteppich aus Arabern, Kurden, Turkmenen und Assyrern, stand seit über 100 Jahren im Fokus westlicher Begehrlichkeiten. Vor allem Briten, Franzosen und Amerikaner hatten sich jahrzehntelang um seine reichen Erdölvorräte gestritten. Zeitweise stellte British Petroleum (BP) in London nicht nur den britischen Botschafter im Irak, sondern legte auch fest, wer Premierminister in Bagdad wurde.

Standen auch jetzt wieder Ölinteressen hinter dem plötzlich so dringenden Ziel der US-Administration, Saddam Hussein zu stürzen? Oder ging es wirklich um das ernste Thema Massenvernichtungswaffen in den Händen des internationalen Terrorismus?

Es gelingt Todenhöfer, mit Hilfe des Hammer-Forums, einer deutschen Hilfsorganisation für Kinder in Krisengebieten, von einer arabischen Organisation eingeladen zu werden und schließlich auch ein Visum zu bekommen. Entsprechend konzentriert sich sein Besichtigungsprogramm auf Einrichtungen der Jugendarbeit und des Gesundheitswesens. Direkt und „face to face“ mit den tristen Realien des Landes stellt er fest, wie tödlich gerade für Kinder die Wirtschaftssanktionen im Irak gewirkt haben (S. 163):

Am meisten leiden die irakischen Kinder. Hans Graf Sponeck, von 2000 bis 2001 UN-Koordinator des Öl-für-Nahrungsmittel-Programms, schätzt die Zahl der Kleinkinder, die an den Folgen der Sanktionen seit 1991 gestorben sind, auf durchschnittlich 5000 pro Monat.

Weit über eine halbe Million Kinder unter fünf Jahren sind an den Folgen der Sanktionen gestorben.

Wie mit den direkten Eindrücken weiter umgehen, die ihm deutlich gemacht haben, was an je individuellem Leid, an Trauer und Verzweiflung in solchen Zahlen enthalten ist? Wie der eigenen Betroffenheit Ausdruck geben? Als Ex-Politiker und Manager im Mediengeschäft tut Todenhöfer wiederum das, was er gelernt hat: Er geht an die Öffentlichkeit und versucht, aufzuklären und Einfluss zu nehmen auf politische Entscheidungsprozesse (S. 168):

Nach meiner Rückkehr aus Bagdad versuchte ich durch Interviews und Artikel, auf die Tragödie der Kinder im Irak hinzuweisen. Aber das Echo war gering. Das Irak-Thema war genauso wie das Afghanistan-Thema ein Außenseiter-Thema, das niemanden wirklich interessierte. Die Positionen waren festgefügt: Es entsprach dem Mainstream, ohne Wenn und Aber gegen den Irak, das Reich des Bösen zu sein. Das Schicksal der Menschen im Irak kam bei dieser „öffentlichen Meinung“ nicht vor.

In den abschließenden Kapiteln reflektiert Todenhöfer die Gründe, die für den Einsatz gegen den Irak immer wieder vorgebracht werden, und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass ein Krieg unmenschlich gegenüber der betroffenen Zivilbevölkerung und beim gegenwärtigen Stand der Informationen über die Bedrohung durch den Irak nicht zu rechtfertigen sei. Überdies wäre ein angeblicher Präventivkrieg angesichts der politisch instabilen Lage in den angrenzenden muslimischen Ländern unklug. Auch das tatsächlich bestehende Problem des internationalen Terrorismus würde dadurch nicht gelöst, sondern explosionsartig vermehrt. Übrig bleiben für ihn als Hauptargument zur Erklärung der Kriegspolitik der USA nur deren Ölinteressen (S. 198):

Mindestens ebenso entscheidend wie alle innenpolitischen, persönlichen oder emotionalen Motive dürfte jedoch eine viel banalere Tatsache sein: Im Irak liegen die zweitgrößten – nach Aussagen irakischer Experten sogar die größten – Erdölvorräte der Welt. Die Kontrolle über den Irak würde die albraumartige Abhängigkeit der USA von ihrem politisch instabilen Öllieferanten Saudi-Arabien, der zunehmend auf Distanz zu Washington geht, deutlich verringern.

Es spricht viel dafür, dass diese Sorge beim amerikanischen Präsidenten, der ebenso wie sein Vize Cheney aus der Ölindustrie kommt, eine zentrale Rolle spielen. Und so könnte es sein, dass es weniger um Demokratisierung als um einen hegemonialen Ordnungskrieg, um die rohstoffpolitische Kolonisierung des Nahen Ostens geht – dass es um Öl geht, um blutiges Öl.

Abschließend zu diesen Öl-Interessen dann noch etwas direkter (S. 200):

Und so dürften George W. Bush und Tony Blair bei ihren häufigen Treffen zum Irak-Konflikt wahrscheinlich weniger über die Massenvernichtungswaffen und Menschenrechtsverletzungen Saddam Husseins sprechen als

über die Frage, wer nach einem Sieg über den Irak welche Erdölfelder ausbeuten darf.

Das mag polemisch zugespitzt formuliert sein, doch werden wir im Falle eines Sieges der nordamerikanischen High-Tech-Ritter und ihrer angelsächsischen Knappen im „Blitz-Krieg“ gegen das Böse ja sehr bald schon zusehen können, zu wessen Nutzen sich welche Interessen wo im „befreiten“ Irak etablieren, während die „internationale Gemeinschaft“ in humanitärer Hilfe und beim Wiederaufbau des Landes wie gewohnt gefordert ist.

Ausblick: Am Strand von Sri Lanka

Das erste Kapitel des vorgestellten Buches beginnt in der Vorstandsetage des Offenburger Medienparks, das letzte endet am Strand von Sri Lanka: Todenhöfer ist Gast in einem touristischen Sicherheitstrakt und beobachtet die Menschen außerhalb seines Ghettos (S. 222):

Die Beachboys, die am Strand darauf warten, dass ihnen von Zeit zu Zeit ein Tourist eine alte Zeitung abkauft oder eine Bootsfahrt mietet, haben Bänke an die Zäune gestellt, von denen aus sie den ganzen Tag auf diese so nahe und doch so ferne Luxuswelt starren.

Auf den morschen Bänken vor dem hohen Zaun meines Hotels standen zeitweise über zehn junge Ceylonesen. In Zweierreihen versuchten sie, einen Blick auf die Liegewiesen zu erhaschen, auf denen westliche Touristen von einheimischen Dienern in Livree bedient wurden. Ein Bild von gespenstischer Symbolik!

Zwar winkten die Beachboys immer freundlich zurück, wenn einer der Touristen sie gnädig grüßte. Aber wird das immer so sein? Werden die Menschen der Dritten Welt auch dann noch freundlich zurücklächeln, wenn der Westen ihre Länder weiter rücksichtslos herumstößt, so wie es ihm gerade in seine geostrategischen Pläne und rohstoffpolitischen Interessen passt? Wie viel Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit erträgt unsere durch Fernsehen und Internet immer enger zusammenwachsende Welt? Wie sehr kann man Menschen demütigen, als Kreaturen dritter Klasse behandeln, ohne dass sie Widerstand leisten? Werden sie ewig die Zäune akzeptieren, mit denen wir unsere Luxusghettos vor ihrer Armut, ihrer Not, ihrer Hoffnungslosigkeit schützen?

Wie wir wissen, werden die Zäune nicht akzeptiert, muss zum Beispiel an der Grenze zwischen den USA und Mexiko immer mehr in die meterhohen Stacheldrahtbarrieren und mobile Grenzpatrouillen investiert werden, wengleich die illegalen Einwanderer als billige, weil rechtlose Arbeitskräfte in den Upper-Middle-Class-Quartieren von „sunny

California“ willkommen sind. Auch erinnert sich Todehöfer aus seiner Zeit im Entwicklungspolitischen Ausschuss des Deutschen Bundestages sicher noch an die unbequeme Tatsache, dass trotz aller offiziellen Absichtserklärungen die globale Kluft zwischen Reich und Arm nicht etwa geringer, sondern breiter geworden ist. Mehr denn je gilt daher ein „Verteidigungs“-Szenario, das die Simple Living-Kommune des American Friends Service Committee vor fast dreißig Jahren schon ihren Landsleuten so vorrechnete (Taking Charge 1977, Klappentext):

If the world were a global village with 100 people, 6 of them would be Americans. These six would have over a third of the village's income, and the other 94 would subsist on the other two-thirds. How could the wealthy six live „in peace“ with their neighbours? Surely they would be driven to arm themselves against the other 94 – perhaps even to spend, as Americans do, about twice as much per person on military defence as the total annual per-capita-income of two thirds of the villagers.

Diesen außenpolitischen Zusammenhängen entsprechen die innenpolitischen Konflikte der USA und der alltägliche Kampf auf der Straße: In diesem modernen Bürgerkrieg kommen jedes Jahr mehr als 11.000 Nordamerikaner durch Waffen um. Dachte Todehöfer vielleicht an solche Zusammenhänge, als er die letzten Zeilen seines Buches so formulierte (S. 223):

Wir werden unsere Freiheit, unseren Wohlstand und unseren Frieden nur bewahren können, wenn wir in Gerechtigkeit genauso viel investieren wie in Waffen. Davon sind wir weit entfernt. Im Gegenteil: Wir tun – wie al Qaida – alles, um unser Jahrhundert zu einem Jahrhundert des Terrorismus zu machen. Was ist das für eine Welt, die wir unseren Kindern hinterlassen?

Was hieße aber „in Gerechtigkeit investieren“ konkret? Sind wir denn wirklich immer noch der Meinung, dass mit etwas mehr angewandter Aufklärung unsere Lebensform universell vermittel- und lebbar, also „gerecht“ ist? Wird nicht Gandhi mit jedem post-modernen Tag immer aktueller, der seine Landsleute schon im Dezember 1928 davor warnte (1992: 44), dem Entwicklungsbeispiel des Westens zu folgen: „Gott behüte uns davor, dass Indien sich je nach westlichem Vorbild industrialisiert. Der ökonomische Imperialismus eines einzigen kleinen Insel-Königreichs (England) hält heute die ganze Welt in Ketten. Falls eine ganze Nation von dreihundert Millionen den gleichen Weg einschlagen sollte, würde sie die Welt wie Heuschrecken kahlfressen.“

Aus den damals nur 300 Millionen Menschen des großen „Indian Empire“ sind bis heute mehr als eine Milliarde Einwohner allein in der „Indian Republic“ geworden, die nichts unversucht lassen, die Prophezeiung des „Mahatma“ zu verwirklichen. Dennoch aber nehmen wir

die Erfolgsmeldungen von einzelnen Inseln des indischen Cyberspace als Indikatoren des Fortschritts, scheinen sie doch die herrschende Wirtschafts- und Entwicklungspolitik sog. Globalisierung neuerlich zu legitimieren: Allerdings werden die kapitalistischen Früchte derart weltbearbeitenden Handelns leider immer noch ungleich verteilt, nicht nur in Indien.

Also gilt es, so der abschließende Appell von Todenhöfer, in Gerechtigkeit mehr zu investieren als bislang, um unsere Freiheit, unseren Wohlstand und unseren Frieden zu bewahren. Wie lange wird es dauern, bis ihm diese Forderung zur platten Rhetorik verkommt, die angesichts von *business-cum-politics as usual* nicht mehr erhalten kann zur ehrlichen Legitimierung des eigenen Glücks in der Offenburger Vorstandsetage, in der Zweigstelle in München und zu Hause in Starnberg?

Ich meine, dass eine so persönliche Frage an den Autor eines so ehrlichen Buches gestellt werden darf. Sie leitet zugleich über zu den Erinnerungen von Thich Nhat Hanh, in denen er angesichts ähnlicher Konstellationen das Aufscheinen einer persönlichen Alternative im Umgang mit der Welt und ihren Menschen beschrieben hat, die er innerhalb einer kleinen Gemeinschaft von Gleichgesinnten im südfranzösischen Plum Village zu verwirklichen und vermitteln sucht.

„Der Duft von Palmenblättern“

Dieser Titel des Buches über die „Erinnerungen an schicksalhafte Jahre“ spielt auf die in Sri Lanka heimische Talipot-Palme (*corypha umbraculifera*) an: Auf ihren getrockneten Blättern haben buddhistische Mönche des Felsenklosters von Aluvihara, etwa 40 Kilometer nördlich von Kandy gelegen, vor gut 2000 Jahren die bis dahin mündlich in Pali tradierten Lehrreden Buddhas niedergeschrieben.

Thich Nhat Hanh wurde 1926 in einem Dorf in Zentralvietnam geboren und trat mit 16 Jahren in einen Zen-Orden ein. Nach dem 2. Weltkrieg begann er zusammen mit einigen Ordensbrüdern und -schwestern eine Jugendorganisation für soziale Dienste aufzubauen und sich zu engagieren für eine buddhistische Universität, die nicht dem herkömmlichen Studium buddhistischer Texte, sondern auch der praktischen Ausbildung von Mönchen zu Sozialarbeitern beim Wiederaufbau des Landes gewidmet sein sollte. Dabei kam es offenbar zu Schwierigkeiten mit der Regierung und dem buddhistischen Klerus, was T.N Hanh veranlasste, zunächst eine Gastdozentur an der Columbia University in New York anzunehmen und bei seiner zweiten Ausreise nach Frankreich zu emigrieren.

Der vorliegende Text enthält insgesamt 13 Tagebucheintragen: sieben (S. 9–139) vom 26. Juni 1962 bis zum 20. Januar 1963 in den USA verfasste sowie sechs (S. 143–219), die ab 5. Februar 1964 in Vietnam entstanden, wohin T.N. Hanh „nach fast drei Jahren in Übersee“ (S. 146) noch einmal zurückgekehrt war, bevor er sein Heimatland am 12. Mai 1966 wieder verließ bzw. verlassen musste (S. 219):

Morgen früh muß ich fort von hier. Ich habe keine Zeit mehr, das Geschriebene noch einmal durchzulesen, aber ich werde Hung noch einmal kurz treffen. Ihm werde ich dieses Manuskript überlassen, bevor ich mein geliebtes Heimatland verlasse.

Zu Beginn dieser letzten Eintragung aus Saigon vom 11. Mai 1966 heißt es (S. 212):

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß diese Sammlung von Tagebucheintragen, die ich „Der Duft von Palmenblättern“ nenne, durch die Zensur kommt. Ich hoffe, dass meine Freunde und Freundinnen sie unter sich kursieren lassen, falls sie nicht veröffentlicht werden kann.

Die vorliegende deutsche Ausgabe macht keine Angaben über dieses Original, sondern gibt als Quelle für die Übersetzung den „Titel der amerikanischen Originalausgabe“ mit *Fragrant Palm Leaves. Journals 1962–1966* an, die 1998 bei dem der Bewegung nahestehenden Verlag Parallax Press in Berkeley/CA erschienen ist. Dieser Titel wiederum ist die Übersetzung des in mehreren Auflagen bei der La Boi Society (ebenfalls zur Bewegung gehörig) erschienenen Buches *Neo vè cu'a ý*. Es ist bedauerlich, daß uns der deutsche Verleger leider gar nichts über die Hintergründe der verschiedenen Erscheinungen mitteilt und mir auf telefonische Anfrage beim Lektorat nur mitgeteilt werden konnte, daß das Buch über Riverhead Books in London lizenziert sei.

Wie auch immer: Thich Nhat Hanh und sein Tiep-Hien-Orden für einen „engagierten Buddhismus“ ist heute eine in vielen Ländern der westlichen Welt verbreitete Bewegung mit dem Zentrum Plum Village in Südfrankreich (www.plumvillage.org). Die dort vorgelebten 14 Regeln eines *mindful interbeing* werden in Seminaren und Sommer-Ferienlagern weitergegeben und haben u.a. dazu geführt, daß es in Deutschland ein Intersein-Zentrum, eine Zeitschrift *Intersein* und einen Maitreya-Fonds gibt, in dem der Bewegung Nahestehende Mittel für dörfliche Sozialarbeit in Vietnam sammeln (vgl. www.intersein.de).

Thich Nhat Hanh bewältigt noch immer eine weltweite Reise- und Vortragstätigkeit zu den diversen Zentren der Bewegung. Auch ist er ein gern gesehener Gesprächspartner bei Veranstaltungen des interreligiösen Dialogs (vgl. dazu das ebenfalls bei Herder erschienene Buch *Dialog der Liebe. Jesus und Buddha als Brüder*). Beim ökumenischen Kirchentag in

Berlin wird er am 30. Mai 2003 einen Abendvortrag halten. Vorher spricht er am 27. Mai im Circus Krone (München) über „Frei sein – wo immer du bist“, und in Berlin findet im Anschluss an den Kirchentag vom 1. bis 5. Juni ein „Alltagsretreat“ mit „Anweisungen für Achtsamkeit im Alltag“ statt.

Um die Wurzeln dieses kontinuierlichen Engagements und der umfangreichen literarischen Tätigkeiten („Der Autor von über dreißig Büchern reist weltweit, um andere die Kunst des achtsamen Lebens zu lehren.“ Klappentext) zu verstehen, ist das vorliegende Buch eine, wenn nicht sogar „die“ Quelle. Im inneren Dialog mit der Natur und ihren Mitwesen, mit befreundeten Gesprächspartnern in Vietnam und in den USA erfahren wir (S.27) von den Anfängen der Bewegung im selbstgeschaffenen Waldkloster *Phuong Boi*:

Der Name ‚Phuong Boi‘ sollte deutlich machen, dass wir uns auf die Wurzeln unserer kostbaren buddhistischen Kultur zurückbesinnen und sie wiederherstellen wollten. ‚Phuong‘ bedeutet ‚duftend‘; ‚boi‘ ist die Art von Palmenblatt, auf der in alten Zeiten die Lehrreden des Buddha aufgezeichnet worden waren.

Woran dieser Versuch dann trotz aller Begeisterung der Beteiligten und der hilfreichen Unterstützung aus kleinen umliegenden Dörfern scheiterte, wird leider nur indirekt deutlich. Gewiss, da war zum einen das Konzept der „strategischen Dörfer“, mit denen versucht wurde, den Vietcong die Unterstützung zu entziehen. Im Rahmen derartiger Überlegungen war kein Platz mehr für einsame buddhistische Plätze, die womöglich zu Schlafstätten für die Aufständischen umfunktioniert werden konnten. Entscheidender war wohl der Widerstand des etablierten buddhistischen Klerus, gegen dessen Amtsroutine die Bewegung ein Zeichen setzen wollte (S. 56):

Keiner von uns konnte einen Platz in der buddhistischen Hierarchie finden. Wenn wir uns gegen erstarrte Konventionen und Traditionen aussprachen, wurden wir beschuldigt, den Samen der Zwietracht zu säen. Wir wurden für Demagogen gehalten, die nichts anderes als umstürzlerische Gedanken im Sinn hatten. Die ‚Oberen‘ wussten nicht, wie sie mit uns umgehen sollten, also brachten sie uns zum Schweigen. Acht Jahre lang versuchten wir, über die Notwendigkeit eines sozial-humanitär ausgerichteten Buddhismus und eine Vereinigte Buddhistische Kirche in Vietnam zu sprechen, die den Bedürfnissen der Menschen Rechnung tragen sollte. Wir säten diese Samen gegen eine große Übermacht der anderen aus, und während wir darauf warteten, daß sie keimten, waren wir falschen Anschuldigungen, Hass, Betrug und Intoleranz ausgesetzt. Dennoch gaben wir unsere Hoffnung nicht auf.

Nach fast drei Jahren im Ausland ist T.N. Hanh ab Februar 1964 bis Mai 1966 nochmals für mehr als zwei Jahre „zu Hause“ und engagiert sich in

praktischer Dorfarbeit, weil er erkannt hat, daß die Regierungsprogramme keine Wirkung haben können (S. 154/55):

Das, was in unseren Dörfern versprechend ist, unterscheidet sich völlig von dem, was westliche Universitäten lehren. Diese berufen sich auf wissenschaftliche Untersuchungen, Abhandlungen und Statistiken, um die Geldmittel zu rechtfertigen, die in hierzulande wenig aussichtsreiche Projekte gesteckt werden. Vietnamesische Regierungsbeamte – vom kleinsten Bediensteten bis zu den höchsten Ministern – sind allein daran interessiert, ihre eigenen Taschen zu füllen. Es macht ihnen nicht einmal etwas aus, wenn ihr korruptes Handeln aufgedeckt wird.

In zwei Dorfprojekten in Süd- und zwei in Zentralvietnam wurde dagegen eine Form des engagierten, buddhistisch inspirierten Miteinander praktiziert, die von den ganz aktuellen Mangelsituationen vor Ort ausging und versuchte, sie durch Mobilisierung der eigenen Ressourcen zu beheben. Doch gab es auch „höhere Problemlagen“, gegen die auf Dorfebene wenig auszurichten war (S. 173):

Hier in der Provinz Gia Dinh, in der es in friedlichen Zeiten still und ruhig ist, werden wir unaufhörlich gestört durch den Krach, den die über uns hinwegfliegenden Düsenflugzeuge machen. Ich bekomme Kopfschmerzen davon. Warum sie fortwährend über unsere Köpfe fliegen, weiß ich nicht, aber sie rauben mir den Atem, so als ob ein schweres Gewicht auf meiner Lunge lasten würde. Vor einer Stunde saß ich mit ein paar Kindern in der Nähe eines Heuschobers und spielte mit ihnen. Voller Angst und nicht mit der Begeisterung, die sich anderswo in den Gesichtern der Kinder widerspiegeln würde, schauten sie zu den Jets hoch. Da war keine Freude, kein Lachen. Diese Kinder kennen den Tod und die Zerstörung, die die Dörfer hier durch Bombenangriffe erleiden müssen.

Diese in Go Vap gemachte Eintragung datiert vom 12. Dezember 1964. Knapp anderthalb Jahre später die letzte Eintragung aus Saigon vom 11. Mai 1966, einen Tag vor der neuerlichen Ausreise. Dazwischen zwei längere Berichte vom 11. Februar und 12. Juli 1965, in denen der Autor einen spezifischen Läuterungsprozess beschreibt, den er angesichts der immer stärkeren Behinderungen und Kontrollen bei der Dorfarbeit erfährt. Daraus und angesichts des unschuldigen Leidens der Menschen ist ihm *maha karuna*, das Große Mitgefühl, konkret geworden, kann er abschließend notieren (S. 218):

Bist du vom Großen Mitgefühl erfüllt, so kannst du auch einen grausamen und gewalttätigen Menschen liebevoll anlächeln, selbst wenn er dir den Bauch aufschlitzt. du hast verstanden: Es sind seine Erziehung, seine Lebensumstände, in denen er aufwuchs, und seine Unwissenheit, die ihn dazu brachten, so menschenverachtend zu handeln. Betrachte auch diesen Menschen, der entschlossen ist, dich zu vernichten, und dir großes Unrecht

antut, mit den Augen der Liebe und des Mitgefühls. Lass auch nicht einen Hauch von Vorwurf oder Zorn in deinem Herzen aufkommen.

Fast wie ein Vermächtnis daran anschließend dann (S. 219) das Gelöbnis:

Wenn du eines Tages hören solltest, dass ich gestorben bin, weil ein anderer mir gegenüber gewalttätig geworden ist, so wisse, dass ich mit einem friedlichen Herzen gestorben bin; wisse, dass ich auch in meinen letzten Augenblicken nicht vom Zorn übermannt worden bin. Niemals dürfen wir ein anderes Wesen hassen. Wenn du zu dieser Einsicht kommen kannst, wirst du in der Lage sein zu lächeln. Du wirst an mich denken und auf deinem Pfad voranschreiten. Du wirst eine Zuflucht gefunden haben, die dir niemand wieder nehmen kann.

Entsprechend dieser *maha karuna*, die im Pali-Kanon im „Gleichnis von der Säge“ beschrieben wird, leistete T.N. Hanh mit seinen vietnamesischen Brüdern und Schwestern sehr erfolgreiche Trauerarbeit unter den „Boat People“, die in Rollenspielen immer wieder die traumatischen Ereignisse der Flucht nachstellten, um dabei zu lernen, daß auch sie ein Pirat hätten sein können, dessen Herz noch voll Hass und Neid war, weil er die Liebe zu allen Wesen noch nicht erfahren hatte.

Zwischen zwei Gesetzen?

Unter diesem Titel nimmt Max Weber (1988: 145) im Februar 1916 in der Monatszeitschrift *Die Frau* in einem kurzen Beitrag zum Pazifismus Stellung, in dem er abschließend auf die praktische Unausweichlichkeiten immer neuer Wertentscheidungen hinweist: „Wer in der ‚Welt‘ (im christlichen Sinne) steht, kann an sich nichts anderes erfahren als den Kampf zwischen einer Mehrheit von Wertreihen, von denen eine jede, für sich betrachtet, verpflichtend erscheint. Er hat zu *wählen*, welchem dieser Götter, oder wann er dem einen und wann dem anderen dienen will und soll. Immer aber wird er sich dann im Kampf gegen einen oder einige der anderen Götter dieser Welt und vor allem immer fern von dem Gott des Christentums finden – von dem wenigstens, der in der Bergpredigt verkündet wurde.“

In diesem Sinne fordert Todenhöfer einen wirksameren Kampf gegen den Terrorismus und eine harte aber gerechte Bestrafung der Schuldigen. Er sagt von sich selbst (S. 174), daß er kein Pazifist und kein Träumer sei. Das Konzept des „Interbeing“ von T.N. Hanh jedoch transzendiert das Gegensatzpaar von Schuld und Strafe. In allem sich selbst wiedererkennend: in der Blume wie im Insekt, im Frosch wie in der Schlange, im Jäger wie im Gejagten, im Touristen wie im Terroristen, im

Mönch wie im Militär – gegen wen soll da Feindschaft aufkommen, wer soll wen denn wofür „gerecht“ bestrafen?

Einladend wie diese besondere Form buddhistischer Weltanschauung gewiss ist, es bleiben dennoch Fragen. Da ist zum einen die merkwürdige Tatsache, daß T.N. Hanh seine Botschaft zwar weltweit zu vermitteln trachtet, dennoch aber seit 1966 nicht mehr nach Vietnam zurückgekehrt ist, obwohl er doch vor der Abreise aus Saigon notierte (S. 212):

Ich weiß, daß es überall – wohin auch immer es mich verschlagen mag – Sterne, Wolken und den Mond geben wird; doch bin ich fest entschlossen, in mein Heimatland zurückzukehren.

In einem Gespräch, das er am 22. September 1996 während eines Seminars in einem kleinen Kreis von Gästen aus verschiedenen Ländern in seinem Privathaus in Plum Village führte, sagte er uns dazu (Aufzeichnung und Übersetzung von Lama Yeshe Udo Regel):

Wir haben uns früher für die Menschenrechte in Vietnam eingesetzt und die Regierung reagiert immer noch allergisch, wenn es um unsere Anwesenheit dort geht. Deshalb weiß ich nicht, wann ich wieder nach Hause zurückkehren kann. Doch wir haben eine ganze Reihe Mönche, Nonnen und Laien-Praktizierende zurück nach Vietnam geschickt, um dort den Dharma mit anderen zu teilen. Wenn es jedoch herauskommt, daß sie in Plum Village waren, wird es ihnen manchmal verboten zu lehren. Sie werden verjagt. Doch das Bemühen, die Lehren zu unterdrücken kann nicht verhindern, daß die Praxis Anerkennung und Ausübung findet. Alle meine Bücher, die ich im Westen geschrieben habe, werden in Vietnam im Untergrund publiziert. Und obwohl es verboten ist, Video- und Tonband-Aufnahmen mit meinen Dharma-Vorträgen auf Vietnamesisch, Englisch oder Französisch nach Vietnam einzuführen, findet man diese in Vietnam überall. Ich weiß nicht, wie sie das anstellen. Man hat Wege gefunden, sie ins Land einzuschleusen.

Könnte es vielleicht sein, daß sich die Botschaft des Interbeing in reiner Form nur unter den besonderen strukturellen Bedingungen des französischen Exils, im inneren Kreis von etwa 25 Mönchen und Nonnen meist vietnamesischer Herkunft, in der Diaspora eines „neuen Landes“ und ohne etablierte buddhistische Kirchen leben und derart stimulierend an zumeist westliche Sucher bei *retreats* und Seminaren vermitteln lässt? Strahlt nicht auch das besondere Charisma des Dalai Lama im Westen besonders deswegen so rein, weil er im Exil von Dharamshala nicht mehr verwickelt ist in die Regierungsgeschäfte eines theokratisch verfassten Landes, dessen Heilsspezialisten von Marx, Mao & Co vertrieben wurden? Hat nicht auch deren bemerkenswert erfolgreiche Missionstätigkeit und die damit einhergehende neuerliche Verpfründung im Westen etwas zu tun mit der Abkoppelung von den Realien des Heimatlandes?

Und mit Weber aus dem oben zitierten Artikel noch etwas weitergefragt: Ist es nicht eine etwas abgehobene Lebensform von Pazifismus, die sich da im Schonraum von Plum Village auf der Basis von Spenden, Kursgebühren und Buchhonoraren etabliert hat? Gilt nicht auch für sie die Kritik des am liebeleeren Zustand seiner Gesellschaft leidenden Max Weber (1988: 144): „Wer auch nur einen Pfennig Renten bezieht, die andere – direkt oder indirekt – zahlen müssen, wer irgendein Gebrauchsgut besitzt oder ein Verzehrsgut verbraucht, an dem der Schweiß fremder, nicht eigener, Arbeit klebt, der speist seine Existenz aus dem Getriebe jenes liebeleeren und erbarmungsfremden ökonomischen Kampfs ums Dasein, den die bürgerliche Phraseologie als ‚friedliche Kulturarbeit‘ bezeichnet: eine andere Form des Kampfes des Menschen mit dem Menschen, bei dem nicht Millionen, sondern Hunderte von Millionen jahraus, jahrein an Leib und Seele verkümmern.“

Gewiss, für den Stifter buddhistischer Weltanschauung wäre ein solcher Vorwurf ohne Bedeutung. Er wies nicht Wege in eine bessere Welt, sondern lehrte eine Methode, um frei zu werden von weltverwünschenden bzw. weltverbessernden Absichten. Das von ihm entwickelte Bedingungsgefüge des „Entstehens in Abhängigkeit“ (*paticca samuppada*) ist nicht ein Modell zum Aufdecken ungerechter Soziallagen, sondern ein Hilfsmittel, das die Schülerinnen und Schüler über die Selbsterkenntnis ihres je individuell gewirkten Karmas zur meditativen Selbstläuterung motivieren soll. Nicht die sozio-ökonomischen Befindlichkeiten der anderen, sondern die Trübungen und Denkgewohnheiten des eigenen Geistes sind das Problem. Im „Gleichnis von den Bambusakrobaten“ (*Samyutta Nikaya, 47,19*) wurde den Menschen der damaligen Zeit anschaulich gemacht und erklärt, wie Schutz durch rechte Achtsamkeit geübt werden solle, um mit sich selbst und den anderen in Frieden zu leben:

Wie schützt man, sich selber schützend, die anderen?
Durch Pflege der Meditation und häufige Übung darin.

Wie schützt man, die anderen schützend, sich selbst?
Durch Geduld und Nachsicht, durch gewaltloses und unschuldiges Leben,
durch liebevolle Güte und Mitleid.

„Mich selber werde ich schützen“, so ist die Vergegenwärtigung der Achtsamkeit zu üben.

„Die anderen werde ich schützen“, so ist die Vergegenwärtigung der Achtsamkeit zu üben.

Sich selber schützend, schützt man die anderen; die anderen schützend, schützt man sich selbst.

Aus der so einfachen Lehre zur Selbstbefreiung – „Seid Euch selbst die Zuflucht!“ – aus den von Menschen geschaffenen Mauern der Hörigkeit wurden im Zuge ihrer weiteren Ausbreitung in den Missionsgebieten Südost- und Ostasiens – doch nicht nur dort! – allerdings doch wieder kirchliche Gnadenanstalten mit professionellen Heilsspezialisten und akademischen Textgelehrten auf der einen sowie unmündigen, aber heilsbedürftigen und zu erlösenden Massen auf der anderen Seite. Verständlich, dass ein junger, spirituell begabter Zen-Mönch unter solch institutionellen Verkrustungen im kolonial deformierten Heimatland Vietnam litt und nach adäquateren Ausdrucksformen der liebevollen Güte und des Mitleids suchte, als die in Ritualen erstarrten Tempelpriester sie seiner Meinung nach anboten.

So entstand 1964 der Tiep-Hien-Orden (vgl. Hanh 1987: 11–23), der allerdings im Land seiner Entstehung bislang nur im Untergrund wirken konnte, weil er seine Mitglieder über 14 Ordensgelübde verpflichtet (ebd.: 27–62), sich für eine bessere und gerechtere Welt sozial zu engagieren.

Diese Welt ist am Beispiel der beiden vorgestellten Bücher insofern real, als sie hierzulande nicht im Untergrund zirkulieren, sondern auf dem bunten Markt der Printmedien frei verfügbar sind. Wie lange es jedoch dauern wird, bis auch ihre Botschaft im täglichen Polit-Infotainment und beim interreligiösen Dialog wieder derart kleingemahlen wurde, daß sie im Brei der veröffentlichten Meinungen und auf dem bunten Markt postmoderner Sinnstiftungen nicht mehr auffällt, ist eine andere Frage, die auf die besonderen Mechanismen einer „Integration durch Diskurs“ verweist, an der jeder einzelne von uns als Produzent und Konsument von Deutungen beteiligt ist, um die je eigene Lebenswelt zu legitimieren.

Zitierte Literatur

- Dahrendorf, R., Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika. München: R. Piper & Co. Verlag, 1963
- Gandhi, M., Gewaltfrei leben. Ausgewählt, aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von Detlef Kantowsky. Zürich: Benziger Verlag, 1992 (Das Zitat hier stammt aus: Discussion with a Capitalist. In: Young India, 20.12.1928; vgl. The Collected Works of Mahatma Gandhi, Bd. 38, S. 243/44.)
- Hanh, T.N., Interbeing. Commentaries on the Tiep Hien Precepts. Berkeley, Cal.: Parallax Press, 1987 (Das Buch liegt auch in deutscher Übersetzung vor: Einssein. Tiep-Hien. Vierzehn Tore zum Buddhismus. Zürich/München: Theseus Verlag, 1991.)

- Taking Charge. Achieving Personal and Political Change through Simple Living. The Simple Living Collective. American Friends Service Committee, San Francisco. New York: Bantam Books, 1977
- Weber, M., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Bd. I. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1920
- Weber, M., *Gesammelte Politische Schriften*. Herausgegeben von Johannes Winkelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1988 (5. Aufl.)